



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

1.

Bekennnisse der Grenzboten.

Mit dem Beginne der zweiten Hälfte dieses Jahres haben diese Blätter eine Veränderung erlebt. Sie haben ihrem Geburtsort außerhalb der deutschen Grenzen Valet gesagt, um ihr Zelt im Innern von Deutschland aufzuschlagen; sie haben die Werkstätte ihres Druckes von Brüssel nach Leipzig verlegt.

Eine neue Epoche bricht für sie herein. Bisher glichen diese Blätter jenen freien Escherkessen, die ihrem Vaterland aus eigenem Triebe dienen, unberührt von Polizei- und Regimentszwang, nur ihrem eigenen Gewissen folgend; nun treten sie in die Reihe der — Civilisation! Fortan werden sie nicht mehr Bart und Haupthaare nach Lust sich wachsen lassen; sie werden ihre Nägel beschneiden, ihr Kinn glatt scheeren und ihre Glieder in dieselbe Uniform stecken lassen, welche alle übrigen civilisirten Journale Deutschlands ziert.

Da steht sie, die gute Mutter der Deutschen, die Gattin Hermann des Cheruskers, die gute treue Mutter Censur! Da steht sie und breitet zärtlich ihre Arme aus, um uns zu empfangen, und weinend stürzen wir an ihre Brust und Thränen der Nührung ersticken unsere Stimme.

O zürne nicht, du liebevolle, erhabne Mutter, daß wir dich so lange verleugneten, daß wir so lange auf fremdem Boden deinen treuen Blicken uns entzogen. Wir haben es schwer gebüßt! Aus allen deutschen Gauen hat man uns zurückgewiesen, denn die Deutschen sind Männer von tiefer Empfindung und dem Sohne, der seine Mutter verleugnet, verschließen die Pfortner alle Thore.

Nun denn, hier sind wir! Wir beugen unser Haupt! Reibe uns die struppigen Haare aus, begieße sie mit deinem Del, damit sie schmiegsam werden und in feinen, gehorsamen Locken sich kräuseln. Zürne nicht, wenn wir noch einen Scheideblick auf den schönen Boden, den wir verlassen, zurückwerfen und eine Thräne uns aus dem Auge wischen; nur noch ein Mal gestatte uns die verlebten Stunden an uns vorübergehen zu lassen — es waren schöne Stunden! Zürne uns nicht, wenn wir die Pietät für sie immer in unserem Herzen bewahren.

Wir dürfen vielleicht behaupten, daß wenige deutsche Journale in dem kurzen Zeitraume eines Jahres eine so eigenthümliche Geschichte hinter sich haben wie diese Blätter. Die Grenzboten traten auf einem Boden ins Leben, auf welchem die deutsche Sprache eine fremde ist. In einem Lande, wo die französische und holländische (flamändische) Zunge sich hartnäckig um jeden Fuß breit Erde streiten, wie sollte da das Interesse für eine dritte Sprache möglich sein? Der Redacteur dieser Blätter glaubte an diese Möglichkeit. Ein zweijähriger Aufenthalt in Brüssel, vielfache Reisen ins Innere des Landes haben ihn tausend Elemente kennen gelehrt, die alle nach Deutschland hin sich bewegen. Dieß ist keine leere Phrase. Abgesehen von den dreißigtausend Deutschen, welche in Belgien zerstreut leben (in Brüssel allein gegen 10,000) und zum Theil den Kern des Handelsstandes und des Unterrichtswesens bilden, abgesehen von der Provinz Luxemburg, wo die deutsche Sprache zu der französischen in demselben Verhältnisse wie im Elsaß steht, gewinnt die Vorliebe für deutsche Literatur und Redeweise unter den Flamändern mit jedem Tage eine größere Ausdehnung. Der Flamänder kann mit wenig Mühe das Deutsche vollkommen verstehen; seine Culturbedürfnisse treiben ihn, sich dies Verständniß anzueignen und seine Abneigung gegen die französische Sprache steigert das noch. Hierzu gesellen sich noch vielfache politische, religiöse und commercielle Rücksichten. Die Regierung, welche die geheimen Gedanken Frankreichs und das Gelüste, mit dem es auf Belgien blickt, wohl kennt, sucht eifrig an Deutschland einen Verbündeten und im Nothfalle eine schützende Gewalt zu finden. Jener Theil des Handelsstandes, den wie in Antwerpen seine Interessen an Deutschland knüpfen, sucht fast ängstlich eine Vertretung gegen jene Faction, die den französischen Zollanschluß herbeizuführen wünscht. Die gelehrte und die Kunstwelt, die Literatur, das Unterrichtswesen hat unzählige Vertreter, die eifrig die vielfach verbreiteten französischen Prinzipien durch deutsche Muster verdrängt zu sehen wünschen. Und doch, wie wenig wurden alle diese Interessen bisher von der Presse gefördert. Die belgische Journalistik befindet sich

fast ausschließlich in den Händen von Franzosen; von Deutschland werden nur die allerndthigsten Tagesneuigkeiten aufgenommen und selbst diese werden vielen belgischen Journalen aus der zweiten Hand zugeführt, aus einer Art Correspondenzfabrik, welche sich in Lüttich etablirt hat und die Anschaffung deutscher Journale ersparen will. Sene Redactionen verschweigen nun die meisten Urtheile, welche Deutschland über Belgien fällt, wenn sie nicht in ihren Kram passen. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Man hat in Deutschland den Kopf darüber geschüttelt, daß der verläumberischen Nachricht, König Leopold habe die belgischen Nachdrucker aufgemuntert, auch deutsche Bücher nachzudrucken, von keinem officiellen belgischen Journal widersprochen wurde. Aber man wußte in Deutschland nicht, daß kein belgisches Journal ein Wort von der Empörung und dem Geschrei erfuhr, welches die deutsche Presse über jenes Gerücht erhob. Und welche Urtheile hat Belgien in Deutschland gefunden? In der ganzen deutschen Presse sind kaum vier Journale, welche Originalberichte aus Belgien enthalten; und das gründliche Deutschland kennt von Belgien nichts als den Skandal.

Hier war nun ein doppelt edler Beruf zu verfolgen; einerseits dem deutschen Vaterlande, seinen geistigen und materiellen Interessen neuen Boden zu gewinnen, andererseits wieder das schöne Land, welches durch die Freiheit seiner Institutionen, so wie durch die Denkmäler seiner uns verwandten Geschichte und Kunst Jedem, der eine längere Zeit in seiner Mitte weilt, theuer wird — gegenüber von Deutschland zu vertreten, und die zahllosen Vorurtheile, welche schlecht unterrichtete Journale und mißwollende Rücksichten gegen Belgien aufgethürmt haben, zu zerstreuen.

Der Redacteur dieser Blätter hatte die Ueberzeugung, daß ein Organ, welches nach dieser Richtung hin wirkt, ein nicht überflüssiges und erfolgloses sein würde — mehrere Gleichgesinnte schlossen sich ihm an; die nöthigen Fonds wurden zusammengelegt und diese Zeitschrift trat ins Leben.

Zu den großen Privilegien, welche die Presse in Belgien besitzt, gehört auch, daß die Herausgabe eines neuen Journals keiner zuvor nachgesuchten Erlaubniß bedarf. Das gedruckte Wort hat dasselbe Recht wie das geschriebene; der es ausgesprochen, hat es zu verantworten — es auszusprechen, ist Niemand benommen.

Diesem Grundsatz gemäß, und in dem Bewußtsein eines edlen lautern Zweckes unterließ es die Redaction, sowohl bei der belgischen, als bei irgend einer deutschen Regierung vor dem Erscheinen dieses Blattes irgend einen Schritt zu Gunsten desselben zu thun, fest überzeugt, daß die Tendenz desselben unmöglich zu verkennen sein werde.

Wir hatten uns getäuscht. Von beiden Seiten wurden wir mit misstrauischen Blicken betrachtet. Zunächst von Belgien, wo das Seltsame unseres Unternehmens manche sonderbare Vermuthung hervorrief. Es fehlte nicht an Stimmen, die behaupteten, die „Grenzboten“ ständen im Dienste eines benachbarten großen deutschen Staates; indessen in einem Lande, welches so ängstlich über seine Interessen wacht, konnte unser Streben nicht lang mißdeutet werden. Die belgischen Journale, welche fast aus jeder unserer Nummern Auszüge übersetzten, einzelne Artikel, welche die englischen Blätter von uns entlehnten, trugen dazu bei, uns von jedem Verdacht zu reinigen und diesen Blättern Eingang ins Publikum zu verschaffen. Wenn die Verbreitung eines Journals einen Beweis für den Erfolg seines Strebens liefern kann, so spricht für uns der günstige Umstand, daß diese Blätter trotz ihrer fremden Sprache, trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens in zahlreichen Exemplaren in Belgien verbreitet sind und nicht nur in vielen deutschen und flamändischen Familien der Hauptstadt und der Provinz, sondern auch an den meisten öffentlichen Orten, Cafinos &c. Zugang gefunden haben. Weniger glücklich waren wir da, wo wir den geringsten Widerstand erwarteten, in Preußen.

Wir wollen hier keine Anklage erheben. Wir wollen uns nicht beklagen, daß man einem Journal, welches in rein nationaler Gesinnung wirkte, ein Hemmniß in den Weg legte. Preußen hatte das Recht dazu. Das Bundesgesetz verbietet a priori jede im Auslande erscheinende deutsche Schrift. Die Grenzboten erschienen ohne Censur, zwar legten wir uns selbst eine so strenge auf, als wären wir bei einem ganzen Censurcollegium in die Schule gegangen, zwar konnte eine rücksichtslose Opposition gar nicht in der Absicht einer Zeitschrift liegen, deren Tendenz es ist, Deutschland von seiner glänzendsten Seite einem fremden Volke zu zeigen, zwar gingen unsere Artikel in die meisten deutschen Journale über und die preussische Presse, selbst die Staatszeitung zögerte gar nicht, uns solche zu entlehnen, zwar fanden die Grenzboten in alle übrigen deutschen Staaten freien Eintritt, ohne daß eine Beschwerde dagegen sich erhob — dennoch wollen wir nicht klagen. Der Redacteur dieser Blätter ist kein Preuße, er bot Preußen keine Garantie, er ließ die ersten Monate verstreichen, ohne bei der preussischen Regierung um die Zulassung seines Journals nachzusuchen, und erst, als er die Hoffnung aufgab, daß diese von selbst erfolgen werde, und sich endlich im Dec. vorigen Jahres zu diesem Schritt entschloß, da wandte er sich mit Uebergang der preussischen Gesandtschaft in Brüssel an das Oberpräsidium in Rheinpreußen, von welchem er den Bescheid erhielt, daß sein Gesuch an die Regierung übermittelt wurde.

Obgleich seitdem sechs Monate verstrichen sind, so ist dennoch der Redaction keine Antwort auf ihr Ersuchen geworden, vielmehr hat das Nachener Postamt, als die nächste deutsche Postbehörde für Belgien, die entschiedene Weisung erhalten, daß die Grenzboten in Preußen nicht zugelassen werden können. Das Verbot in Preußen ist für uns weit gewichtiger, als für jede andere Zeitschrift, da diese Blätter, um von Brüssel nach Deutschland zu kommen, Preußen berühren müssen. Dennoch hielten wir es für unstatthaft, weitere Schritte zu thun.

Wohl aber haben wir den Muth, unserem Unternehmen trotz aller Schwierigkeiten den fernern Bestand zu sichern. Von nun an werden die Grenzboten unter deutscher Censur in Leipzig erscheinen. Das Landesgesetz, welches a priori gegen sie sprach, findet fortan keine Anwendung auf sie. Im Bewußtsein, während der ganzen Zeit ihres Bestehens stets würdig und national und mit selbstverleugnender Mäßigung gewirkt zu haben, könnte uns die Aussicht, der wir uns jetzt wie alle anderen deutschen Blätter unterziehen, gleichgültig sein; immerhin aber bleibt es schmerzlich, was man früher aus freiem Willen that, nun thun zu müssen.

Wir haben unsern Standpunkt offen und loyal dem Publikum dargelegt; um so mehr dürfen wir hoffen, daß man uns Glauben schenken wird, wenn wir versichern, daß die Ortsveränderung auf die Gesinnung und Haltung dieser Blätter von keinem Einfluß sein wird.

Brüssel, Ende Juni 1842.

J. Kuranda.

2.

Briefe aus Paris.

Münchhausen und die Schnepfenjagd. — Die Käufe der Presse. — Journale zu fünfzehn Franken! — Frankreich und Deutschland als Brüggelknaben. — Hamburg. — Der Tischlermeister Kaiser. — Schumann. — Heine.

Es findet sich im alten Münchhausen eine kostbare Episode; es ist die, wo er auf die Jagd geht und ein ganzes Schock Schnepfen ohne Flinte und ohne Netz als Beute nach Hause bringt. Er hatte nämlich pffiffiger Weise ein dürres Brodrindchen an's Ende einer langen Schnur befestigt und warf es den Schnepfen vor. Die erste biß an, da die Speise aber etwas unverdaulich war, so gab sie es auf anderem Wege wieder von sich. Nun verschluckte die

zweite den Fund; gleicher Erfolg. Ebenso die dritte, die vierte u. s. w. Als das ganze Schock sich auf diese Weise an der langen Schnur aufgefädelt hatte, zog der pfiffige Jäger sie an sich, wickelte sie um den Leib und eilte mit dem Fange nach Hause. Plötzlich aber fingen die Vögel an unruhig zu werden, breiteten ihre Flügel aus und flatterten in die Höhe. Der erschrockene Münchshausen wurde in die Lüfte gehoben und sah zu seinem Entsetzen sich plötzlich zwischen Himmel und Erde schweben. Aber der alte Münchshausen war nicht der Mann, der sich prellen ließ; bald hatte er seine Geistesgegenwart wieder gefunden und beschloß aus diesem Zwischenfalle Nutzen zu ziehen und auf einem um so schnellern Wege zu seinem Ziele nach Hause zu gelangen. Er fing an, die fliegenden Schnepfen so, wie man einen Wagen kutschirt, nach der Gegend zu lenken, wo seine Wohnung sich befand, und als er nun über den Kamin seines Hauses flog, da drehte er einer Schnepfe nach der andern den Kopf um und senkte sich auf diese Art langsam und allmählig durch den Schornstein herab und gelangte wohlbehalten und zum Erstaunen des ganzen Küchenpersonals in der Mitte der Seinigen an. — Diese vortreffliche und höchst merkwürdige Geschichte erscheint Vielen als eine närrische Aufschneiderei und lächerliches Lügengewebe; aber der Weise sieht ihr auf den Grund und bemerkt leicht, daß es eine gar tief sinnige Allegorie ist, welche den Kampf, den der Juli-Thron seit zwölf Jahren mit der Presse führt, sehr beißend und treffend persifflirt. Als nämlich am Morgen nach der Julirevolution der Kluge Waidmann, der sich so gern den Napoleon des Friedens nennen hört, das kleine Brodrindchen, die kleine Phrase *la charte sera une verité*, an die lange Schnur der neuen Constitution befestigte, da bissen die guten Schnepfen Frankreich an. Heißhungerig schnappten sie nach der leckeren Phrase und der kleine Köder ging von Schnabel zu Schnabel. Als alle an der Schnur festsaßen, da wickelte sie der Kluge Jäger um sich herum und glaubte nun ganz ruhig genießen zu können. Aber die Vögel fingen an zu flattern und zu zappeln, die Journale sammelten ihre Kräfte und rissen kreischend und alle Kräfte anspannend den Waidmann in die Höhe. Der Boden unter seinen Füßen schwand, mit Entsetzen sah er jeden Augenblick mit dem Sturze sich bedroht. Unten aber standen die Epiciers und alle die Kleinen Leute über deren Haupt der gefährliche Flug hinwegzog, und zitterten, daß er auf sie herabstürzen und ihnen die Köpfe zerfmettern könnte. Der Waidmann aber verlor die Geistesgegenwart nicht; er lenkte und lenkte, und als er den günstigen Zeitpunkt ersah, da begann er allmählig einem Journale nach dem andern den Hals umzudrehen und Europas Küchenpersonal sieht nun mit Erstaunen den Fliegenden durch den

Schornstein herabkommen, etwas angeschwärzt zwar, immerhin aber wohlbehalten und unverfehrt. Die erwürgte Presse aber, die Journale mit ihren umgedrehten Hälsen und die herumflatternden, zerrupften Federn geben einen jammervollen, rührenden Anblick. Gestern noch so flügge und lustig, alle Augen nach ihrem Fluge gerichtet und heute die Beine von sich streckend und verröthelnd. Sie sind todt, mausetodt, und Sie brauchen nur die letzte Kammerverhandlung in Bezug auf das Journal *Le Temps* zu lesen und die Sicherheit zu beobachten, mit welcher hier Hebert die ganze Procebur auseinandersetzt, um sich zu überzeugen, daß der Tag der Auferstehung nicht sobald sich nahen dürfte. Die Maßregel, daß die Regierung alle ihre Annoncen jenen Journalen zuwendete, welche ihr geneigt sind, und den Oppositionsjournalen dieselben entzieht, ist wohl einer der entscheidendsten Schläge, mit welchem man die Tagespresse in Frankreich bisher bekriegte. Nicht nur, daß man die Hälfte der Einkünfte den Oppositionsjournalen dadurch entzieht, so zwingt man auch denjenigen Theil des Publikums, der namentlich in den Provinzen sich weniger um die Politik der ersten drei Journalseiten, als um die geschäftlichen Ankündigungen auf der vierten Seite kümmert, von nun an den regierenden Journalen sich zuzuwenden. Es ist kein leeres Gerücht mehr, daß die Regierung sich mit der Etablirung dreier neuer Journale trägt, deren Preis ganzjährig nur 15 Franken betragen wird. Dieser Maßregel gegenüber muß alle Concurrenz der Opposition aufhören, und wir können leicht die Zeit erleben, daß die censurten deutschen Journale ein Muster von Liberalismus für die französischen werden.

Deutschland, das seit Jahrhunderten der Prügelknabe Frankreichs gewesen ist, und für alle Dummheiten und Schlechtigkeiten, die dieses beging, büßen mußte, Deutschland scheint nun die Rolle gewechselt zu haben. Sie können es in allen Revuen und Journalen, die von der hiesigen Regierung unterstützt werden, lesen, daß Deutschland ein Musterland ist. Namentlich ist die *Revue des deux Mondes* voll des Lobes über Oesterreich und Preußen. Bei ihr spielt jetzt Frankreich den Prügelknaben und bei jedem Lobspruche, den sie dem deutschen Volksgeiste ertheilt, kriegt Frankreich immer einen tüchtigen Puff auf den Rücken. Daß dieses nicht dazu beiträgt, die Deutschen hier populär zu machen, können Sie leicht denken. Sie müssen sich auch davon nicht irre machen lassen, wenn die hiesigen Correspondenten in den deutschen Journalen Lärm schlagen über den gewaltigen Eindruck, den der Brand von Hamburg hier gemacht und über die allgemeine Theilnahme, die Paris an diesem Ereignisse genommen. Ich will die Gewissenhaftigkeit dieser Herren nicht in

Argwohn ziehen, ich will nicht behaupten, daß sie in's große Horn stoßen, damit die Kühe auf den deutschen Bergen die Köpfe voll Verwunderung zusammenstecken, nein ich will gerne glauben, daß diese Herren an alle die großen sympathetischen Wunderthaten, welche die Sympathien für Hamburg nach ihrer Behauptung hervorgebracht haben sollen, glauben. Der Deutsche geht hier größtentheils mit dem Deutschen um und die deutschen Correspondenten haben das, was sie in ihren Kreisen hörten, für die Stimme von ganz Paris genommen. [Zählen Sie nur die Subscribenten im Journal des Debats — wer sind die Beitragenden? Zwei Drittel sind Deutsche, und von dem andern sind drei Viertel elsässische Juden — den kleinen übrigen Rest bilden die eigentlichen Franzosen.] Was kümmert den Pariser Hamburg? Ihm ist Smyrna und New-York und Hamburg ganz gleich. Ich wollte, man könnte die Stimmen zählen, welchen in Deutschland ein Ah! des Entsetzens über das Unglück auf der Versailler Eisenbahn entschlüpfte und die Stimmen, welche in Frankreich irgend eine Theilnahme für Hamburg äußerten! Wir wollten dann sehen, in welchem Lande man sich mehr für das Unglück des Nachbarn interessirte. Und doch wie gering ist das Versailler Unglück gegenüber dem Hamburger! Glauben Sie nicht, daß ich über den Vorfall auf der Versailler Eisenbahn so kalt spreche, weil ich nicht persönlich dabei betheiligt bin; das Unglück hat mich fast direct berührt, da mein Landsmann, der Tischlermeister Kaiser, ein mir sehr werther Mann, unter den Leichen war. Man hat ihn nicht herausfinden können, den Unglücklichen, und zwei elternlose Waisen bleiben in dem weiten Paris hilflos zurück. Kaiser war als Geselle im Jahre 1828 hieher gekommen. Er ist aus einer achtbaren Familie (sein Vater war beim Magistrate angestellt) und hatte eine ziemlich gute Erziehung erhalten. In den Julitagen beging er, wie viele deutsche Handwerksburschen, die hier lebten, die Unvorsichtigkeit, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen; er wurde bei einem Straßengemehel verwundet, kam ins Spital und blieb da sechs Wochen liegen. Dadurch erfuhr unsere Gesandtschaft die Geschichte und machte einen Bericht darüber. Sein Wanderbuch war gerade abgelaufen und man verweigerte ihm die Erneuerung. Man verlangte, er solle zurück in seine Heimath, aber er traute nicht. Ohnedieß hatte eine hübsche, schwarzäugige Französin, die in der Vorstadt St. Antoine mit weißen feinen Händen in einem Tabaksladen geschäftig waltete, sein ehrliches deutsches Herz gegen schlechten französischen Regie-Tabak eingetauscht. Er verheirathete sich; sein Vater schickte ihm einiges Geld zur Einrichtung, er etablirte sich und das Glück, welches den meisten deutschen Arbeitern hier sich so hold zeigt, lächelte auch ihm. Sein

Atelier machte ihn wohlhabend, und als seine Frau nach zwei Jahren starb, nahm er seine Schwester zu sich. Es war ein herzzersehender Anblick, diese Schwester am Begräbnistage, die beiden elternlosen Waisen an der Hand, sich auf das Grab stürzen zu sehen. Die Eisenbahnverwaltung hat sich erbotten, die Kinder erziehen zu lassen. Das Atelier wird von dem Werkführer, gleichfalls einem Deutschen, fortgeführt werden. Wenn uns nur alle Deutschen so viel Ehre machten, wie unsere Handwerker! Diesem Schumann, der mit seiner Truppe uns so blamirt hat, möchte ich einen Denktettel auf den Weg mitgeben, daß er sein Lebelang daran denken sollte. Es ist unter mehreren jungen Deutschen hier ernstlich davon die Rede gewesen, ihn und seinen Pächter (denn Schumann ist nur wie ein Frachter mit seinem Wagen und seinen Säulen, von einem Speculanten gepachtet gewesen) weiblich durchzuprügeln. Man hat diesen schönen Plan aufgegeben, weil man nicht noch größeren Scandal zum Besten geben wollte, als schon geschehen ist. Aber ich wünschte, daß, wie dieser Mensch den deutschen Boden betritt, hundert handfeste Choristen an der Grenze stünden, von denen ihm jeder eine tüchtige Maulschelle im Namen aller Uebrigen gäbe. Nicht nur, daß er die deutsche Kunst auf mehrere Jahre hinaus in Mißcredit brachtel, hat er auch den deutschen Charakter in Schatten gestellt. Und wahrlich, die Franzosen haben nicht Unrecht, von diesen „*bêtes allemandes*“ zu sprechen, die plump, dumm und sogar frech genug sind, Paris mit Kräften erobern zu wollen, die für keine Vorstadtbühne ausreichen. Wie wenig sonst Frechheit im Charakter des Deutschen liegt — hier giebt es keine andere Bezeichnung. Nun büßen sie es, die Abenteuerer! Die deutsche Kunst bettelt von Thüre zu Thüre, von Estaminet zu Estaminet. Keine Uebertreibung! Ich habe Leute aus dem Schumannschen Chore mit der Guitarre an den öffentlichen Plätzen herumziehen sehen — um so von der Würde unseres Theaters auch dem Pöbel einen Begriff zu geben. Pfui — pfui! Ich mag über die dumme Geschichte Ihnen gar nicht mehr schreiben.

Ueber Heine's Schilderhebung für Rossini's Stabat gegen die deutsche Musik und namentlich gegen Mendelssohn-Bartholby (in der Augsb. Allg.) hat man wohl in Deutschland sich eben so angelegentlich unterhalten, wie hier. Es zeigt sich immer mehr, wie Recht Heine hatte, als er seine Muse eine „gute Dirne“ nannte; man könnte sie noch besser eine Sirene nennen. Ach, wie sie zaubern und trügen kann! Durch die reizende Schilderung einer Kinderprocession in Gette, die ihn bald katholisch gemacht hätte, beweist Heine auf ein Haar, daß Rossini eigentlich christlicher sei, als Händel, Bach und Mendelssohn-Bartholby. Und

dabei weiß er eine kleine Teufelei von solcher Feinheit anzubringen, daß ein geübter Sinn dazu gehört, um sie recht zu genießen. Wie naiv kleidet Herrn Heine die Harmlosigkeit, mit der er beiläufig erwähnt, daß er Mendelssohn nicht etwa darum für unchristlich halte, „weil er erst im dreizehnten Jahre sein Christenthum anfang.“ Eine wahrhaft weibliche oder vielmehr weibische Medisance. Heine selbst bekommt beinahe Krämpfe, wenn man sich die leiseste Anspielung auf seine jüdische Abstammung erlaubt. In Deutschland, so viel ich weiß, war es noch Niemand eingefallen, gerade Mendelssohn gegenüber dergleichen zu berühren. Dies mußte Heine, der hier in Paris den Kosmopolitismus studirt, vorbehalten bleiben.

Philipp P****.

Plaudereien.

Nabirungen von Witthöft nach Originalgemälden deutscher Künstler.

Ein Prachtwerk, wovon das erste Heft so eben bei Wigand und Mayer erschienen ist. Es enthält: Schloß am Rhein von Lessing, Abendandacht von E. Richter, der umgeworfene Heuwagen von Bürkel — Drei Nabirungen in groß Folio, von welchen namentlich das mittlere von einem wunderbaren Reiz durchweht ist. Unternehmungen dieser Art sind namentlich in Deutschland wichtig und von guten Folgen. In Deutschland, wo keine große Stadt wie Paris der Mittelpunkt aller Kunstschätze der Nation ist, wo die Schöpfungen unserer besten Meister größtentheils Privateigenthum, wenn es hoch kommt, Provinzialeigenthum, und nur in den seltensten Fällen Eigenthum der Nation werden. Kann man unsere Kunstausstellungen mit dem Pariser Salon vergleichen? Die Berliner Künstler schicken eben so wenig Bilder auf die Wiener Ausstellung, als die Wiener auf die Berliner. Und doch sind es die beiden Centralstädte der zwei größten Staaten Deutschlands. Die Vielfältigung des einzelnen Bildes durch Aetzung und Stich ist daher nirgends so wünschenswerth und willkommen als bei uns, namentlich wenn sie, wie hier, durch eine geschmackvolle Wahl geleitet wird.

Die deutsche Monatschrift.

Man hat den deutschen Schriftstellern oft den Vorwurf gemacht, daß sie in's Blaue hinein schwärmen, und die unpraktischsten Ideen von der Welt zu Tage fördern. Herr Karl Biedermann gehört nicht zu diesen Ideologen; er befaßt sich vielmehr mit den materiellen Interessen aus unmittelbar praktischer Nähe und hat, um doch den deutschen Gelehrten nicht zu verleugnen, seine utilitarischen Ansichten in ein System gebracht, das er mit vieler Consequenz in seiner „Deutschen Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben“ durchführt. Diese Monatschrift ist von Wichtigkeit; sie entwickelt nicht nur eine vielseitig anregende und befruchtende Thätigkeit für Alles, was praktische Reform ist, sie zeigt auch offen und unverhüllt die Kehrseite des Materialismus. Wenn Biedermann den politischen Fortschritt, die Entwicklung freier Staatsverfassungen, vom unaufhaltamen Gang des umpflügenden und associirenden Industrialismus erwartet und deshalb geduldiger in seinen Forderungen ist, so werden ihm selbst die Liberalen, obgleich unmuthig, Recht geben müssen; wenn er aber andrerseits Philosophie, Poesie und Wissenschaft nur vom Standpunkt der materiellen Fortschrittsfrage mit haushälterischen Augen betrachtet, wenn er noch jezt nach 300 Jahren der deutschen Reformation einen der englischen ähnlichen Gang geben möchte und, weil dies nicht geht, auf einer Trennung von Staat und Kirche besteht, so wird ihm die entgegengesetzte Partei mit Recht vorwerfen, daß er keinen, oder nur einen äußerlichen Grund habe, sich als nationale Partei hinzustellen. Dieser Widerspruch hängt aber mit dem Umstand zusammen, daß Biedermann, bei aller constitutionellen Mäßigung, im Wesentlichen revolutionärrer und gewaltsamer ist, als die entschiedensten Liberalen, so wie in seiner Indifferenz gegen die speculativ-theologische Lösung uralter Räthsel eine crassere Negation des Christenthums liegt, wie in Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer. In der That, was würden Sie zu einem Freimuth sagen, der sich also äußerte: Strauß und Feuerbach haben ganz Recht, jener geht mir sogar nicht weit genug, allein was haben wir für positiven Nutzen davon? Was soll uns die unfruchtbare Erkenntniß? Geben wir die Kirche frei, betrachten wir die Religion bloß praktisch, als Cultus, und jenes beunruhigende Philosophiren wird von selbst aufhören. — Das hieße, noch etwas deutlicher gesprochen: Wir wollen thun, als wüßten wir nicht, was wir wissen. Die Wahrheit wollen wir als einen zufälligen Fund, nicht als eine nothwendige Frucht des Denkens betrachten und wenn wir die Frucht vom Baum der Erkenntniß nur entschlossen wegwerfen, wird der Baum selbst schon

die Luft verlieren, neue Früchte zu tragen. — So ungefähr spricht Biedermann in einem Artikel über Strauß und Feuerbach.

Biedermann setzt gleich im Eingang seiner Controverse als ausgemacht, daß eine Versöhnung zwischen dem Glauben und der modernen Wissenschaft, zwischen der christlichen und speculativen Weltanschauung unmöglich sei, und zwar, indem er der letztern das Compliment macht, daß man sie nicht mehr widerlegen könne. Dennoch scheint Biedermann zu verlangen, daß man diese moderne Wissenschaft, obgleich oder vielmehr, weil sie gegen den positiven Glauben im Rechte sei, mit Gewalt besiege, d. h. verwerfe. Denn indem er anerkennt, „daß die Strauß-Feuerbach'sche Richtung das unvermeidliche Ergebniß des Philosophirens selbst und zwar des gründlichsten und consequentesten Philosophirens ist,“ wessen kann er die Philosophie noch anklagen als ihrer Existenz überhaupt? Hier müßte er consequenter Weise die Akten schließen; der Poet, Phantasie- und Gefühls Mensch wird, auf diesem Standpunkt angekommen, vielleicht seine Klage erheben über das Unglück des menschlichen Geistes, der so traurige Siege erkämpft, der im Triumph des Wissens zugleich den Untergang seiner glücklichen Kindheit, seiner naiven Anschauung feiert; und wer weiß, ob selbst diese Klage nicht bloß von den Lippen poetischer Schwächlinge ertönen wird? Aber selbst der Gefühls Mensch wird jedenfalls einsehen, daß eine Wahrheit, einmal als Wahrheit erkannt, so wenig sich vergessen und beseitigen, als etwas Geschehenes ungeschehen machen läßt. Hr. Biedermann aber gründet darauf eine radicale Polemik gegen das Anssehen der speculativen Wissenschaft, gegen die Einbildung, als habe man ihr irgend etwas zu verdanken. Und indem er dies verweisen will, beweist er wieder bloß ihre Begründung im Leben; denn er bestreitet ihr nicht den Werth der freien Forschung, sondern das Verdienst der Initiative, wenn er fragt: (S. 26. „Hat nicht vielmehr der unwiderstehlich hervorbrechende Trieb nach empirischem Wissen und nach praktischer Gewerthätigkeit den ersten Anlaß zum freien Forschen gegeben?“ und wenn er sich auf Strauß' Worte beruft: „daß die mannichfachen Einwirkungen der Physik, Geographie, Astronomie u. s. w. es waren, welche die biblischen und kirchlichen Vorstellungen von Himmel und Erde, Gott und Schöpfung nach und nach in die Gestalt gebracht haben, in welcher sie im philosophisch gebildeten Bewußtsein unserer Zeit vorhanden sind.“ Ja, nachdem Hr. Biedermann auch Hugo Grotius' vernunftmäßige Begründung des socialen Rechtes und zuletzt selbst die Reformation auf seine materiellen Interessen zurückgeführt hat, schließt er: „Jene positiven Resultate, welche die Philosophie für die Resultate ihrer Dialektik, ihrer Opposition gegen

die Autorität des Glaubens ausübt, sind keineswegs auf diesem Wege allein erlangt worden; sie wurzeln vielmehr im Leben selbst, in den Fortschritten der allgemeinen Cultur." u. s. w. Ist das nicht die schlagendste Rechtfertigung der Philosophie? So klage doch Hr. Biedermann das Leben, die moderne Cultur und vor Allem die Naturwissenschaften an! — Allein ich glaube, trotz dieser scheinbaren Widersprüche, Hrn. Biedermann zu verstehen. Es ist nicht der poetische oder religiöse und überhaupt gemüthliche Schmerz über jene Resultate der Speculation: es ist der terroristische Materialismus, der Alles bei Seite werfen möchte, was nicht unmittelbar praktisch nützt. Er möchte, daß jener erste Anstoß, den der Trieb nach empirischem Wissen zum freieren Forschen gab, zu weiter nichts geführt hätte, als zu Industrie, Gewerthätigkeit und materiellen Interessen. Wie könnte er sonst so prosaisch fragen: (S. 27.) „Haben sich unsere tüchtigsten Naturforscher in den dialectischen Kämpfen der theologischen Speculation ausgebildet? sind die bewundernswerthen Fortschritte unserer Industrie, — unter der Herrschaft und Leitung des philosophischen Bewußtseins zu Stande gekommen?“ — Es läßt sich erwarten, daß Hr. Dr. Biedermann mit der Zeit dieselben Fragen auch an die Poesie stellen wird; die Poeten und Aesthetiker, welche jetzt mit den Vorsetzern des Materialismus so gern gegen die Philosophie sich verbinden, mögen sich daher vorsehen. Ich glaube sogar, daß mit der Zeit in einem Biedermann'schen Staate auch dem Christenthum der Aufenthalt gekündigt wird; denn, ohne an die Positivität desselben zu glauben, es in positiver Gestalt erhalten wollen, heißt ein politisches Mittel daraus machen; und wenn ein Mittel nicht mehr verfängt, läßt man es fallen.

Wir unsererseits müssen gestehen: Es ist wahr, die Philosophie hat von jeher Krieg geführt mit dem Glauben und diesen zuweilen gestürzt, z. B. im alten Griechenland und Rom, wo sie dadurch dem Christenthum die Bahn brach, ein Beweis von ihrer welthistorischen Bestimmung. Ein schwacher Christ, der da fürchtet, daß die Philosophie heute eben so das Christenthum stürzen könnte! Steht dieses nicht höher als das alte Heidenthum? So viel für den defensor fidei. —

Die Vertreter des Materialismus aber mögen bedenken, daß sie kein Volksbewußtsein, keine Nationalität zc. für ihre Gottheit aufrufen könnten, verhielte der Materialismus nicht die Erfüllung höherer Forderungen, die uns erst ein von Poesie und Philosophie angefachtes Culturleben stellen lehrte.

—————

Die deutschen Bühnen und die Theaterdichter.

Wenige Tage nach der Aufführung eines neuen Stückes in Paris erscheint das Buch im Druck; für wenige Sous steht es dem Publikum an allen Straßenecken feil. In Deutschland kommt das Buch erst nach einem Jahre, oftmals noch später zum Vorschein. Mittlerweile streiten darüber die Recensenten aus allen Winkeln, wie die Hähne um die Henne. Jeder meldet etwas Anderes; jeder erzählt den Inhalt auf eine andere Weise. Das Publikum kann nicht selbst urtheilen, denn das Stück liegt nicht vor. Der Dichter wird zerfetzt, zerbissen, und wenn nach einem Jahre der Druck des Drama's beginnt, hat er bereits tausend Wunden in der öffentlichen Meinung erhalten. Woher dieser Mißbestand? fragt man die Dichter, so antworten sie: Wir können nicht anders; sobald wir das Drama drucken lassen, sind die Bühnen nicht mehr verpflichtet, uns zu zahlen. Dieses Argument scheint einer honnetten Theaterdirection gegenüber unbegründet. Was für moralischen Grund kann eine anständige Bühnenleitung haben, dem Dichter sein ihm gebührendes Honorar vorzuenthalten, weil sein Stück gedruckt ist? Wird ihre Einnahme dadurch geschmälert? Im Gegentheile erhält sie bei großen Stücken das Ersparniß und die Erleichterung, daß sie die Hauptrollen nicht kostspieliger Weise copiren zu lassen braucht, sondern das ganze Buch den Schauspielern in die Hände giebt. Da an manchen Bühnen das Honorar des Dichters kaum so viel beträgt, als der Lohn, den der Theatercopist für das Auschreiben der Rollen und des Soufflibuches erhält (dies ist keine Uebertreibung — nicht nur an fast allen Provinzialtheatern, sondern auch an mehreren Hoftheatern ist dies der Fall, der Copist gewinnt an dem Stücke mehr als der Dichter!) so ist eine Honorarentziehung in solchen Fällen doppelt ungerecht. Und doch lassen sich so mäklerartige Ungerechtigkeiten selbst vielen Hofbühnen nachweisen. Ja, oft wenn Jemand aus dem Publikum bei einem Regisseur sich erkundigt, warum denn dieses oder jenes Drama nicht gegeben werde, hört man die Antwort: Wir warten, bis es gedruckt erscheint! — So wartet auch die Raze, bis das Mäuschen aus dem Loch herauschlüpft — husch, ist es hinter ihm her, um es als gute Priße zu verspeisen. Wenn die Schriftsteller ernstlicher zusammenhielten und Knausereien dieser Art gehörig controllirten und züchtigten — so würde dieses und noch manches Andere — ganz anders werden!

Russische Zustände.

Rußland ist mächtig. Polen, der Kaukasus und die preussischen Grenzlande fühlen seine schwere Hand. Aber im Herzen Rußlands wuchert das Unkraut

und gleißend stehen die Blüthen erotischer Cultur, Luxus und Laster, über dem faulen Sumpfe der alten tatarischen Barbarei. Ein kaiserlicher Ukas, der die Freilassung der Leibeigenen erleichtern sollte, wirkte so bedenklich auf den hohen, europäischen gebildeten Adel, daß er nach wenigen Tagen durch einen anderen Ukas widerrufen wurde. Also allmächtig, wo es gilt, fremde Nationalität zu untergraben, ohnmächtig, wo es im eigenen Hause zu schaffen und zu bauen giebt! Diesen seltsamen Gegensatz und das Trügerische des ganzen Selbstherrscher-Nimbus hob die Times und nach ihr das Journal d. Debats etwas schneidend hervor. Unsere Augsburgische Allgemeine konnte nicht umhin, dieses falsch zu verstehen und sich darüber zu entrüsten, daß die freien Franzosen und Engländer, die edle Absicht des Kaisers verkennend, die Leibeigenschaft gewissermaßen in Schutz nähmen (!) Die Augsburgische selbst aber rühmt in einer anderen Nummer die materielle Lage der russischen Leibeigenen, verglichen mit dem Elend der englischen Arbeiter. Sie beruft sich dabei auf die Aussagen von G. Kohl, dessen Unzuverlässigkeit von mehreren Seiten schon (unter Andern auch von der Pressezeitung) erwiesen wurde. — Vortreffliche und, wie es scheint, sehr treue Schilderungen russischer Zustände bringt dagegen seit einiger Zeit das Gotta'sche „Ausland“ von Treumund Welp.

Die Augsburgische Allgemeine.

Warum kann die „nationale“ Augsburgische Allgemeine Zeitung ihre Prevatantipathien dem Auslande gegenüber nicht verwinden? Wenn die Times Rotteck's Verdienste um die politischen Fortschritte Deutschlands rühmend hervorhebt, muß sie, das deutsche Blatt, mit böshafter Parenthese den Bericht darüber begleiten? mit Bemerkungen, wie: (Ja wohl!) etc.? Solche kleinliche Negerlei ist unserer bellettristischen Blättchen würdig, nicht der Augsburgischen Allgemeinen.

Besorgte Recensionen.

In einem Leipziger „Zeitungskatalog“ (von F. F. Weber herausgegeben) heisst es von den Journalen, die ein sogenanntes Literaturblatt haben, wie Rosen, Komet, Abendzeitung etc., jedesmal zur Nachricht: „Besorgt Recensionen.“ Die Buchhändler drücken sich oft sehr naiv aus.

Ein Privatschreiben aus Stuttgart.

Die Prinzessin Sophie (Prinzessin von Dranien), welche bei ihren Eltern zum Besuche hier ist, hat den Wunsch geäußert, einige der dort einstudirten Stücke der jüngern Dramatiker kennen zu lernen. Es sollen daher in den letzten vierzehn Tagen vor den Ferien Werner, Patkul, die letzte weiße Rose, Monaldeschi und Kokoko aufgeführt werden. — David Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, wird sich mit der Sängerin Schebest vermählen.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.